

Studien zur rekonstruktiven Sozialforschung

1

Detlef Garz, Ulrike Nagel, Anja Wildhagen (Hrsg.)

Biographische Erfahrungen im Sozialismus

Analysen des Lebens
im ‚so anderen Land‘ der DDR

Verlag Barbara Budrich

Biographische Erfahrungen im Sozialismus

Studien zur rekonstruktiven Sozialforschung

Band 1

Herausgegeben von der Study Group ‚Rekonstruktive
Sozialforschung‘ am Hanse-Wissenschaftskolleg, Institute for
Advanced Study, Delmenhorst

Dr. Ursula Blömer, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Dr. Carsten Detka, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

Dr. Manuel Franzmann, Christian-Albrechts-Universität Kiel

Prof. Dr. Detlef Garz, Hanse-Wissenschaftskolleg, Institute for
Advanced Study, Delmenhorst

PD Dr. Matthias Jung, Goethe Universität Frankfurt a.M.

Prof. Dr. Klaus Kraimer, Hochschule für Wirtschaft und
Technik des Saarlandes Saarbrücken

Prof. Dr. Ulrike Nagel, Otto-von-Guericke-Universität
Magdeburg

Prof. Dr. Ulrich Oevermann, Goethe Universität Frankfurt a.M.

Prof. Dr. Gerhard Riemann, Technische Hochschule Nürnberg
Georg Simon Ohm

Prof. Dr. Fritz Schütze, Otto-von-Guericke-Universität
Magdeburg

Dr. Anja Wildhagen, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

Prof. Dr. Boris Zizek, Leibniz Universität Hannover

Detlef Garz
Ulrike Nagel
Anja Wildhagen (Hrsg.)

Biographische Erfahrungen im Sozialismus

Analysen des Lebens im ‚so anderen
Land‘ der DDR

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2018

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2018 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-8474-0655-6 (Paperback)

eISBN 978-3-8474-0242-8 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Typographisches Lektorat: Anja Borkam, Jena – kontakt@lektorat-borkam.de

Inhalt

Detlef Garz, Ulrike Nagel, Anja Wildhagen

Einleitung.....7

Ulrike Nagel und Gerhard Riemann

Leben in der Konsensdiktatur: Eine Fallstudie zur Biographie
von Gabi Friedrich15

Fritz Schütze

Maja Springer und der Weg aus dem goldenen Käfig
des elterlichen SED-Nomenklatura-Milieus45

Anja Wildhagen

Beschädigte Biografie und das Ringen um Anerkennung als Opfer:
Das Portrait des Republikflüchtlings Martin Lucht 123

Carsten Detka

Das Verbindende der gemeinsamen Nation? –
Porträtkapitel Heinz Gehrman153

Detlef Garz

1966: Wilhelm Mann trifft aus China kommend in Ostberlin ein –
Eine Studie darüber, ‚wie die Geschichte nach einem Menschen greift‘175

Charles Coutelle

Warum nicht Heidelberg? – Einige kritische Anmerkungen
zur vorangehenden Studie von Detlef Garz201

Manuel Franzmann

„Ob ich nun über das Grab meiner Eltern ihnen böse sein soll, weil sie
1950 mit mir von Berlin-Wedding nach Berlin-Pankow gezogen sind?“ –
Über den Fall einer ehemaligen systemtreuen DDR-Lehrerin207

Boris Zizek

„Wissen Sie, wir sind Stallhasen“. Eine rekonstruktive Biographieanalyse
der Pianistin Krause – Zu einer sozialisationstheoretischen Perspektive
auf die Deutsche Demokratische Republik (DDR)243

Kurzbiographien265

Einleitung

Detlef Garz, Ulrike Nagel, Anja Wildhagen

Das Erkenntnisinteresse der am Hanse Wissenschaftskolleg in Delmenhorst seit Sommer 2011 arbeitenden Study Group ‚Rekonstruktive Sozialforschung‘ liegt an der Auseinandersetzung mit zwei Problemstellungen, die auch für den vorliegenden Band zentral sind. Zum einen, auf der empirischen Seite, geht es darum, sich methodologisch und methodisch mit Fragen der Qualität, d.h. der Güte und Angemessenheit jener Forschungsrichtung auseinanderzusetzen, die sich unter der Überschrift ‚rekonstruktive Sozialforschung‘ aus den qualitativen bzw. verstehenden bzw. hermeneutischen bzw. interpretativen Forschungstraditionen heraus entwickelt hat. Gemäß der wissenschaftlichen Sozialisierung und Ausrichtung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer stehen dabei das autobiographisch-narrative Interview und die soziolinguistische Prozessanalyse sowie die objektive Hermeneutik im Mittelpunkt der Diskussionen.

Zum anderen hat sich die Study Group, eingedenk der ungebrochen bestehenden Relevanz des Themas, die Aufgabe gestellt, sich mit den (biographischen) Entwicklungen in der früheren Deutschen Demokratischen Republik bis hin zur Gegenwart in Ostdeutschland zu beschäftigen. Zu untersuchen ist damit die Figuration zwischen Individuum und Gesellschaft. Besteht sie z.B. im Sinne einer von oben scheinbar weise arrangierten prästabilisierten Harmonie zwischen dem einzelnen Menschen mit seinen biographischen Plänen und den organisierten Möglichkeiten durch den staatssozialistischen Herrschaftsapparat? Und, falls ja, gilt dies für alle Beteiligten? Oder blieben naturwüchsige Autonomiebedürfnisse strukturell unartikulierbar? Die Analyse selbst erfolgt unter Bezugnahme auf unterschiedliche Materialien: Sie greift zurück auf Interviews und autobiographische Erzählungen, die einerseits in der ‚Wendezeit‘ nach 1989, andererseits erst in den letzten Jahren erhoben wurden¹. Weiterhin wurden Songtexte von ‚Bands‘ aus der DDR, einschlägige Filme (z.B. ‚Der Turm‘ und ‚Das Leben der andern‘), aber auch Stasi-Akten und weitere Dokumente ausgewertet².

- 1 Für eine autobiographische Erzählung, die Texte aus beiden Zeiträumen umfasst vgl. den im Rahmen der Study Group von Ursula Blömer herausgegebenen Band der in Leipzig lebenden Renate Böning "Ich wundere mich nur, dass wir alle mitgemacht haben": Erinnerungen an mein Leben in der DDR. Opladen 2016.
- 2 Die Analysen dieser weiteren Textsorten im Vergleich beider rekonstruktiver Ansätze werden in einem Methodenband der Study Group präsentiert.

Den Arbeiten im vorliegenden Band liegen verschiedene Textsorten zugrunde, darunter autobiographisch-narrative Interviews und leitfadengestützte Interviews aus zwei Forschungsprojekten³. Die Datenauswertung folgte den beiden methodologischen Verfahren der soziolinguistischen Prozessanalyse und der objektiven Hermeneutik. Die Mitglieder der Study Group haben biographische Portraits verfasst, die Fallstrukturen und biografische Gesamtformen mit ihren Potenzialen zur Generierung allgemeinerer theoretischer Phänomene auf der Grundlage des genannten empirischen Materials präsentieren. In den Einzelfallportraits wurden die individuellen Geschichten in ihren spezifischen biographischen Konstitutionen und Entfaltungsbewegungen wie auch in ihren soziohistorischen Kontexten und Veränderungsdynamiken erfasst. – Die Geburtsjahre der Befragten⁴ umfassen eine Zeitspanne von mehr als 50 Jahren; die älteste Person, Wilhelm Mann, wurde 1916 geboren, die jüngste, Gabi Friedrich, 1968. Bei manchen wurde das auch generationspezifisch verteilte ‚historische Gepäck‘ zu Ballast, so dass es schwer war, den Lebensweg eigeninitiativ zu beschreiten, bei anderen enthielt es Elemente, an die sich sowohl in der DDR als nach der ‚Wende‘ anknüpfen ließ, so dass den Anforderungen auch nach 1989 leichter zu begegnen war.

Den biographischen Portraits, die in der methodologischen Praxis der von Fritz Schütze entwickelten Biographieanalyse bzw. soziolinguistischen Prozessanalyse entstanden, liegen die Forschungsschritte der Interviewsegmentierung in narrative Einheiten mitsamt der Feststellung ihrer erzählformalen Komponenten (Erzählgerüstsätze, narrative/beschreibende/argumentative Sätze, Evaluation und Kommentare) sowie deren strukturelle Beschreibung mit Blick auf inhaltliche wie formale Auffälligkeiten (wie insbesondere Präambeln, Hintergrundkonstruktionen, Koda und Vorkodakommentare) zugrunde. Zudem wurde die für die erste Stufe des Theoriebildungsprozesses übliche analytische Abstraktion, nämlich die biographische Gesamtformung eines

- 3 Dies sind zum einen das Forschungsprojekt „Die Volksrepublik Polen und die Deutsche Demokratische Republik in der biographischen Erfahrung und Durcharbeitung der Nachkriegsgeneration von 1945 bis 1955. Ein biographieanalytisch-soziologischer Vergleich“, das von April 2012 bis März 2014 von der Deutsch-Polnischen-Wissenschafts-stiftung gefördert wurde. Die Forscher_innen des deutschen Projektteams sind zugleich Mitglieder der Studiengruppe Rekonstruktive Sozialforschung. Zum anderen handelt es sich um das von der DFG geförderte Forschungsprojekt „Veränderungen individueller Wert- und Moralvorstellungen bei Personen in Ost- und Westdeutschland unter den Bedingungen des Umbruchs in der DDR und den neuen Bundesländern“ unter der Projektleitung von Detlef Garz und Eveline Lutz und unter Mitarbeit von Ursula Blömer (Laufzeit 1992-1994). Wir danken Eveline Lutz für Ihre erneute Unterstützung bei der Recherche zum Verbleib der ursprünglich 1992 bzw. 1994 Befragten.
- 4 Wir haben die Namen der Protagonisten, bis auf den von Wilhelm Mann, dessen Leben in China einer größeren Öffentlichkeit durch das 2014 von Ulrike Unschuld publizierte Buch ‚You banfa – Es findet sich immer ein Weg. Wilhelm Manns Erinnerungen an China 1938–1966‘ bekannt wurde, anonymisiert.

Falls, verfasst. Sie bildet das Nacheinander, Ineinander wie auch die Dominanz bestimmter biographischer Prozesse (von Verlaufskurven des Erleidens, Wandlungsprozessen, Handlungsschemata und der Orientierung an institutionellen Ablaufmustern) in der Lebensgeschichte und ihrer soziobiographischen Bedingungen ab. Es entstanden biographische Portraits, die damit auch über den Einzelfall hinausweisend theoretische Phänomene entdecken ließen, die freilich erst in einem späteren Fallvergleich in ihrer Komplexität mit theoretischen Varianzen konturiert werden können. Gleichwohl scheinen diese fallübergreifenden Phänomene in den Portraits auf, so z.B. in verschiedenen Formen des Nationenbezuges, in Formen der Bearbeitung von traumatischen Gefängniserfahrungen, in Arten von Lernprozessen in einer Konsensdiktatur oder Wegen zur Herauslösung aus dem Goldenen Käfig der SED-Nomenklatura.

Gerhard Riemann und Ulrike Nagel haben das Portrait von Gabi Friedrich verfasst, die zum Zeitpunkt des Zusammenbruchs der DDR 21 Jahre alt ist und ihre Adoleszenz abgeschlossen hat. Von den Autor_innen wird die Frage aufgeworfen, inwieweit das Leben von Gabi Friedrich als ein Leben in einer „Konsensdiktatur“ verstanden werden kann. Dazu untersuchen Nagel und Riemann, welche Möglichkeiten zur Distanzierung von konsensfähigen Lebensentwürfen in der DDR und damit Möglichkeiten zu identitätsgestützten Handlungsschemata im Beruf und im privaten Leben bestanden haben. Bei Gabi Friedrich ist der Fall davon gekennzeichnet, dass sie sechzehn Jahre später voller Zufriedenheit auf ihr Leben in der DDR zurückblickt, sich aber auch mit den neuen Verhältnissen im wiedervereinigten Deutschland sehr gut arrangiert hat und ihre Lebenssituation positiv bilanziert. Gabi Friedrich hat eine pragmatische Loyalitäts- und Konformitätshaltung gegenüber dem DDR-System entwickelt, mit der sich die Themen eines DDR-Familialismus (Schütze) und des Lebens in einer „sozialistischen Konsensdiktatur“ (Sabrow) gut veranschaulichen lassen. Nagel und Riemann zeigen mit der Textanalyse einer komplexen und „verschachtelten“ Sequenz in der Erzählung mit formal auffälligen Hintergrundkonstruktionen die Mühen der Erinnerungsarbeit von Gabi Friedrich sowie unterschwellige Spannungen in ihrer Auseinandersetzung mit bedrohlichen Erlebnissen in ihrer Jugend. Unter der Oberfläche eines idyllisierenden Rückblicks auf die Jugendweihe (als offizielles Übergangsritual) der Erzählerin taucht nach und nach die Erinnerung daran auf, dass sich diese zum damaligen Zeitpunkt aufgrund ihrer Teilnahme an der Konfirmation (die zur kirchlichen Tradition ihrer Herkunftsfamilie dazugehörte) dem offiziellen und potenziell folgenreichen Verdacht aussetzte, nicht loyal und vertrauenswürdig zu sein. Die Erinnerung Gabi Friedrichs an diese Situation, in der sie sich gewissermaßen auf dünnem Eis bewegte, fällt ihr noch in der Gegenwart schwer und kommt nur mühsam zum Vorschein. Der Fall zeigt, dass die Konsensdiktatur der DDR nicht nur Fähigkeiten zur Darstellung oder gar zur Inszenierung von Loyalität, sondern auch die Konstruktion der Identität durch das Fehlen von ambivalenter Selbstthematization und biographischer Arbeit formte. Das

Harmoniekonstrukt gibt Gabi Friedrich nicht auf, um temporäre Desorientierung, Entscheidungsambivalenzen oder Sinnfragen von sich fernzuhalten. So geschieht die Konsensorientierung zum Preis des Erkenntnisabbruchs.

Die Schwierigkeit, den Konsenszwängen zu entkommen, vor allem wenn sie ideologisch explizit als Nomenklatura des SED-Führungsapparats alltäglich gegenwärtig sind, wird im Portrait der Maja Springer von Fritz Schütze gezeigt. Maja Springer, die 1946 geboren ist, wächst auf als Kind aus der SED-Nomenklatura, die oftmals in einer Art goldenem Käfig lebten. Sie erhielten weniger Informationen als andere Kinder aus Lebensbereichen außerhalb der partei- und staatsnahen Milieus, d.h. sie hatten weniger Möglichkeiten, auch Perspektiven von nicht-systemkonformen Standpunkten aus einzunehmen. Und sie hatten Eltern, die wegen ihrer politischen Organisations- und Netzwerkaufgaben wenig Zeit für sie hatten und die auf die dominante „gesellschaftliche“ Sozialisationsfunktion von Erziehungsorganisationen, insbesondere partei- und staatsnahe, vertrauten. Ihre Kinder fühlten sich deshalb oft alleingelassen oder gar „enthaust“. Die Kinder im goldenen SED-Käfig entwickelten sich keineswegs überwiegend zu 150%-Überzeugten der staatssozialistischen Gesellschaftsformation. Oft litten sie bewusst und zum Teil auch protestierend unter ihrer Lebenssituation – nicht selten verbunden mit fortlaufenden depressiven Zuständen und Tendenzen zur systematischen (Selbst-)Reduktion ihrer schulischen Entfaltungsmöglichkeiten. Die Lebensgeschichte der Maja Springer ist einerseits ein prägnantes Beispiel für die Lebenssituation von Kindern und Jugendlichen in diesem goldenen Käfig – wenn auch nur auf der mittleren SED-Nomenklatura-Ebene. Andererseits zeigt ihre Lebensgeschichte aber auch auf, wie es ihr gelang, diesem goldenen Käfig zu entkommen. Schütze zeigt, dass sich die Erzählerin dabei verschiedenen Prozessen einer nachholenden Sozialisation unterziehen musste, was nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten ablief. Die nachholende Sozialisation bezog sich vor allem auf die Sphäre verlässlicher sozialer Beziehungen. Maja Springer hatte diesbezüglich schwierige biographische Arbeit zu verrichten. Dies offenbart sich insbesondere in einer von Schütze im Detail untersuchten formalen Struktur des „Umkehr-Erzählsegments“: dem Ausgang aus dem goldenen Käfig und der wichtigen ersten Schritte der selbstbestimmten Existenzgestaltung, das einfache und doppelt eingebettete Hintergrundkonstruktionen enthält. Es zeigt die schwierige Suche Maja Springers nach verlässlichen Beziehungsgrundlagen und sozialen „Behausungsorten“ und drückt ihre schwierige innere und soziale Auseinandersetzung mit den Konformitätsobligationen der DDR-Kontrollorgane aus.

Mit diesen ersten Einleitungen zu den Portraits wird bereits sichtbar, dass die biographieanalytisch entwickelten Portraits theoretische Schlussfolgerungen nicht nur aus inhaltlichen Aussagen ableiten, sondern aus der Präzision der Analyse von Erzählformen. Insbesondere von Erzähleinheiten, die die sequenzielle Erzähldarstellung unterbrechen durch Konstruktionen im „Hintergrund“

der Erzähllinie, wo berichtet wird, was an früherer Stelle ausgeblendet wurde – zumeist dann, wenn die Erfahrungsinhalte scham- oder schuldbehaftet sind. Die Analyse solcher Erzählunordnungen durch Hintergrundkonstruktionen bringt das zuvor nicht Erzählte, das Zurückgehaltene, das oftmals in seiner Wirkung auf die biographische Identität Unverstandene in den Fokus der Forschenden. Es erlaubt dadurch gewissermaßen einen Blick hinter die Stirn des Erzählenden und weist auf Fallstricke in den jeweiligen biographischen Entfaltungsprozessen hin: Ob sich biographische Identitäten etwa im Sinne einer Konsensdiktatur – wie bei Nagel und Riemann – entwickeln oder – wie in der Geschichte Maja Springers – sie sich aus den Erwartungsstrukturen des Staats und seiner Repräsentanten und Funktionäre lösen kann.

Aufschlussreich mit Blick auf biographische Schwierigkeiten ist auch das Portrait über Martin Lucht, das Anja Wildhagen verfasst hat. Martin Lucht gerät schon als junger Schüler in das Visier der Staatssicherheit und erleidet Ende der sechziger Jahre massive Repressionen in der Schule wie ein jahreslanges Redeverbot. Und dies nur, weil er angeregt durch politische Magazine, die ihm sein zuvor nach Westdeutschland geflohener Vater schickt, kritisch im Geschichtsunterricht nachfragt. Später wird Martin Lucht wegen unerlaubten Grenzübertretts verurteilt und für zwei Jahre inhaftiert, bis ihn die Bundesrepublik Deutschland freikaufte. In ihrem biographischen Portrait zeigt Wildhagen, dass für die politischen Häftlinge auch nach Ende ihrer Inhaftierung die traumatischen Erfahrungen der Haft in der DDR identitätsprägend bleiben. Oft bleiben aber diese Erleidenserfahrungen in ihrer existenziellen Dimension von den Betroffenen unverstanden. Dazu trägt auch bei, dass die Institutionen ‚im anderen Deutschland‘ nichts vom Leiden der früheren politischen Gefangenen sehen woll(t)en. Um seelisch zu überleben, muss Martin Lucht biographische Arbeit hinsichtlich der erlittenen Bestrafungen im Gefängnis, die den Kern seiner Selbstidentität beschädigt haben, leisten. Aber die früheren Erleidenserfahrungen bleiben für ihn bis zur Gegenwart emotional verstörend und können von ihm nur punktuell ins Bewusstsein geholt und ansatzweise für seine aktuelle Identitätskonstruktion berücksichtigt werden. Das zeigt das Portrait auch mit Blick auf die Erzählstruktur, die komplexe Hintergrundkonstruktionen aufweist. Exemplarisch macht der Fall die Schwierigkeiten im Umgang mit den traumatischen Hafterfahrungen sichtbar und damit ein generelles theoretisches Phänomen: nämlich den Mechanismus der Ausblendung der Erleidenserfahrungen und damit ein anhaltendes Unverständnis in der Biographie für die eigene Geschichte und eigene Verletzungsdispositionen. Oder– das zeigt ein erster punktueller Vergleich des Falls– das Erlittene wird überfokussiert, was verhindert, dass die Betroffenen offen für andere, heilende oder generell neue biographische Erfahrungen ihrer Selbstidentität werden.

Das biographische Portrait, das Carsten Detka entwirft, bearbeitet in seinem Theoriepotenzial die Frage nach kollektiven Bezügen in der Entwicklung der biographischen Identität. Detka kann mit der sequenziellen Analyse eines

Interviews des 1923 geborenen Heinz Gehrman, also weit vor dem 2. Weltkrieg und lange vor der deutschen Teilung, zeigen, dass es trotz zweier deutschen Staaten in der biographischen Identität einen Bezug auf ein Deutschland geben kann, nämlich auf eine deutsche Nation, der Jahrzehnte der Teilung überdauert – im Sinne einer Gemeinschaft, zu der die Bürger_innen aus beiden deutschen Staaten gehören. Besonders interessant ist das Interview unter dieser Perspektive, weil sich – das zeigt Detka – Heinz Gehrman zu vier verschiedenen kollektiven Gebilden in Beziehung setzt: dem nationalsozialistischen Deutschland, der DDR, der Bundesrepublik sowie schließlich zur Europäischen Union. Das Einzelfallportrait zeigt, dass kollektive Strukturen biographisch orientierungsrelevant werden. Es wirft ein Schlaglicht auf Aspekte der Frage nach der Orientierungswirkung des Nationenverständnisses von Menschen in der DDR, wie es sich insbesondere im Wiedervereinigungsprozess gezeigt hat. Detka deutet für die Kategorie des Nationenbezuges von Ostdeutschen schließlich noch zwei kontrastive Kategorien an, die durch Fallvergleich weiter ausdifferenziert werden könnten: dass die deutsche Nation mit Blick auf die unglückselige deutsche Geschichte gefürchtet und abgelehnt wird oder dass die Frage biographisch bedeutsam wird, wie der (frühere) DDR-Staat nach der Wende neu gestaltet und gerade *kein* Nachfolgestaat des früheren Deutschlands sein soll.

Die Artikel, in denen die Ergebnisse präsentiert werden, die mit der bzw. im Anschluss an die objektive Hermeneutik erstellt wurden, stimmen im Hinblick auf die Fragerichtung mit den bisher genannten Arbeiten überein. Anhand der Fallrekonstruktionen wird theoretisch übergreifend erkennbar, welche (biographische) Bedeutung den Bewährungsaufgaben (Oevermann) im menschlichen Leben zukommt, so dass Bewährungskarrieren entstehen, sich ausbilden und gegebenenfalls scheitern können. Bewähren müssen sich Erwachsene im Angesicht der Endlichkeit ihres Lebens im Hinblick auf genau drei Lebensbereiche:

1. im Beruf
2. in der Partnerschaft, Familie und Elternschaft sowie
3. in der Gemeinschaft, also in unserem Fall als Staatsbürger.

Entsprechend haben sich in den vorliegenden objektiv hermeneutischen Analysen diese drei Bereiche als eine Thematik herauskristallisiert, wobei die Auseinandersetzung mit dem überwiegend mehr oder weniger als ‚vormundschaftlich‘ verstandenen Staat‘ (Rolf Henrich) als einem zentralen Ankerpunkt des Lebens im Mittelpunkt der Erzählungen und damit auch den daraus folgenden Rekonstruktionen steht. Allerdings: Eingedenk der mehrheitlich geteilten hohen gesellschaftlichen wie subjektiven Wertschätzung der Arbeit kommt auch diesem Bereich eine hervorragende Bedeutung zu. Da sich menschliches Leben schließlich tagtäglich in Partnerschaften und Familien (oft in Form eines engen ‚Familialismus‘) vollzieht, offenbart sich in den Fallrekonstruktionen eine Gemengelage der drei Bewährungsaufgaben in besonderem Maße: So-

wohl das wechselseitige Anschließen wie auch das wechselseitige Ausschließen der Bereiche finden ihren deutlichen Ausdruck.

Die von Detlef Garz durchgeführte Fallrekonstruktion des Lebens von Wilhelm Mann setzt sich mit einer Biographie auseinander, in der sich nicht nur die Entwicklung Deutschlands im 20. Jahrhundert, sondern auch das ‚kurze 20. Jahrhundert‘ exemplarisch spiegeln – zunächst das Wilhelminischen Kaiserreich, dann die Weimarer Republik, schließlich der Nationalsozialismus; und nach der Remigration aus China die DDR sowie, nach 1989, die Bundesrepublik Deutschland. In einem ersten Schritt wird die biographische Entwicklung Wilhelm Manns rekonstruiert: Angefangen mit der Geburt als Kind jüdischer Eltern im Jahr 1916, der Vater war Arzt in Mannheim, über sein Studium an der Universität Heidelberg bis zu seiner Emigration in die ‚Freie Stadt‘ Shanghai im Anschluss an die Pogrome vom 9. November 1938, seinem Leben in China zunächst im Kampf gegen die japanische Invasionsarmee, später als Wissenschaftler in der Volksrepublik China, das aufgrund der ‚Kulturrevolution‘ ein Ende finden musste, sowie der ‚Remigration‘ nach Deutschland, nämlich 1966 in die DDR, werden entscheidende, ja, die für seine Biographie prägenden Ereignisse herausgearbeitet. In einem zweiten ausführlichen Schritt folgt, entsprechend der Themenstellung dieses Bandes, eine Darstellung und Analyse seines Lebens in der DDR. Diese Rekonstruktion beginnt mit dem für Wilhelm Mann schwierigen Prozess der Entscheidung zur Rückkehr nach Deutschland, erläutert seine Aufnahme in die *scientific community* der DDR, und wendet sich schließlich seinem nicht immer einfachen Umgang, seiner Auseinandersetzung mit den staatlichen Institutionen der Deutschen Demokratischen Republik zu.

In seiner Replik auf diesen Artikel setzt sich Charles Coutelle, ein Freund Wilhelm Manns, vor allem mit zwei zentralen Aussagen von Detlef Garz kritisch auseinander. Zum einen hebt er hervor, weshalb für Mann Westdeutschland keine Alternative bei seiner Rückkehr aus China darstellen konnte. Zum anderen greift er verschiedene der zuvor getroffenen Aussagen über das Leben bzw. die Umstände des Lebens von Wilhelm Mann in der DDR auf und kommt zu unterschiedlichen Schlussfolgerungen.

Im Mittelpunkt des Beitrags von Manuel Franzmann steht der Fall der ehemaligen Lehrerin Helga Kuske aus der DDR, die sich mit dem Gesellschaftsprojekt der DDR mit einem bildungsbürgerlich-intellektuelle Züge tragenden, sozialistisch-humanistischen Idealismus identifizierte und vor diesem Hintergrund den „real existierenden Sozialismus“ engagiert mittrug. Als Kind kommunistisch-antifaschistischer Eltern, die die DDR mit aufgebaut haben, wurde ihr die Systemnähe mehr oder weniger in die Wiege gelegt, was ihr auch ein hohes Maß an gesellschaftlicher Privilegiertheit verschaffte, zumal sie die Tradition ihres Elternhauses bruchlos mit ausgeprägtem gesellschaftlichen Engagement und SED-Mitgliedschaft fortsetzte. Der Fall repräsentiert in den Portraits dieses Bandes nicht allein jenen weiteren Kreis von Personen, die als

mittlere Funktionsträger die DDR in der Breite mittrugen und somit zum Rückgrat der DDR gehörten, sondern vor allem den engeren Personenkreis, der dies auch aus voller Überzeugung und weniger aus Karrierismus oder anderen eigennützigen Motiven tat. Der Fall gewährt im Rückblick indirekt einen exemplarischen Einblick in die Subjektivität jener Personen, deren Gesinnung den extrinsischen Repressionsapparat der DDR durch eine intrinsische Ressource der Gefolgschaftsbildung ergänzte, vor allem aber in deren heutige Subjektivität, die nicht zuletzt durch die Auseinandersetzung mit dem erlittenen Untergang der DDR geprägt ist. Diese ist durch ein hohes Maß an Zerrissenheit gekennzeichnet zwischen wohlwollend-loyaler Betrachtung der DDR und Verteidigung der eigenen, früheren Identifikation auf der einen Seite und Aneignung von Vorzügen des wiedervereinigten Deutschlands auf der anderen Seite. Grundsätzlich ist Helga Kuske durchaus im neuen Deutschland „angekommen“, aber die frühere Überlegenheitsperspektive des besseren, humanistisch-sozialistischen Deutschlands setzt sich auch noch etwas fort, und zwar wie in einem Negativbild in der betont kritischen Betrachtung der Realität des wiedervereinigten Deutschlands, dessen Grundgesetz sie sofort ausgiebig studiert und gegen die darin vorherrschenden Realitäten zu verwenden weiß, etwa in dem Kampf gegen ihre Entlassung aus dem Schuldienst im Jahr 1991.

Der Aufsatz von Boris Zizek rekonstruiert die Charakteristik der Biographie eines Falles, für den spezifisch ist, dass die Protagonistin in der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) aufgewachsen ist und die Wende erlebt hat. Der 1935 geborenen Pianistin Krause gelingt es auf der Grundlage einer Habitus-Bildung durch das moralisch und ästhetisch-handwerklich geprägte, primäre Sozialisationsmilieu, gegenüber den übergriffigen Institutionen der DDR zeitlebens resistent zu bleiben. Die ästhetische Sphäre der Musik, in der sie schon früh ganz aufgeht und sich fortan sicher bewegt, schützt sie dabei zusätzlich davor, zum Opfer zu werden.

Auf der Grundlage dieses Fallportraits wird eine sozialisationstheoretische Perspektive auf die DDR eingerichtet. Es wird ein Zusammenspiel von ‚oben‘ einschränkender und von ‚unten‘ strukturerozierender sozialisatorischer Einwirkung aufgezeigt, durch das sich eine spezifische krisenvermeidende Mentalitätsformierung vollzogen hat, mit der Peter Alheit und andere die „zögernde Ankunft im Westen“ erklärt haben. Die von unten strukturerozierende Sozialisationskultur der DDR zeichnet sich durch einen dominant haltenden Charakter aus (Robert Kegan), die ablösungs- und entwicklungsfördernden Funktionen des Loslassens und des Dabeibleibens hingegen sind wenig ausgeprägt. Die Folge war in der Tendenz eine Verbildung des Sozialisanden hin zu einer risikoscheuen und folglich immobilien Stützbedürftigkeit.

Leben in der Konsensdiktatur: Eine Fallstudie zur Biographie von Gabi Friedrich

Ulrike Nagel und Gerhard Riemann

1 Kurzer Abriss der Lebensgeschichte

Gabi Friedrich¹ wird 1968 in einem kleinen DDR-Dorf geboren, das etwa 25 Kilometer von der innerdeutschen Grenze entfernt liegt. (Zum Zeitpunkt des Interviews, das 2005 geführt wird, ist sie 37 Jahre alt.) Ihre Mutter, die eine Ausbildung als Schneiderin absolviert hat und später als „Wirtschaftskaufmann“ tätig ist, ist bei ihrer Geburt 21 Jahre alt, ihr Vater 25. Der Vater ist über viele Jahre lang als Arbeiter bei der Reichsbahn in einer nahegelegenen Kleinstadt beschäftigt und mit Reparaturaufgaben beauftragt. Gabi Friedrich bleibt Einzelkind. Ungewöhnlich an ihrer frühen Kindheit ist, dass sie – im Unterschied zu den meisten anderen Kindern – nicht in der Kinderkrippe untergebracht wird. Ihre Mutter bleibt, um sie zu versorgen, in ihren ersten Lebensjahren zu Hause. Auch wenn die Erzählerin nicht näher darauf eingeht, weicht die Mutter mit diesem Schritt sicherlich von dem ab, was in ihrem Arbeitsumfeld Standard ist. – Beide Eltern sind evangelisch und Mitglieder der Blockpartei CDU, später wird Gabi Friedrichs Vater (kurz vor der Wende) stellvertretender Bürgermeister des Wohnorts.

Gabi Friedrich kommt mit drei Jahren in den Kindergarten und mit sechs Jahren in die Schule. Sie absolviert die polytechnische Oberschule (bis zur 10. Klasse), kommt auf die Erweiterte Oberschule und macht dort am Ende der 12.

1 Die Transkription des autobiographisch-narrativen Interviews mit Gabi Friedrich wurde uns freundlicherweise von Frau Dipl. Soz.-Päd. Stephanie Rost zur Verfügung gestellt, einer ehemaligen Studentin der Sozialen Arbeit an der Universität Bamberg. Sie hatte Gabi Friedrich im Zusammenhang mit ihrer im Januar 2006 eingereichten Diplomarbeit („Biographien ostdeutscher Menschen im bayerisch-thüringischen Grenzgebiet – eine empirische Studie“) interviewt, die von Gerhard Riemann betreut wurde. Das Interview besteht aus einer längeren und detaillierten Eingangserzählung und einem Nachfrageteil, der von ausführlichen narrativen und argumentativen Sequenzen geprägt ist und nur wenige Nachfragen der studentischen Forscherin aufweist. Die Transkription umfasst 51 Seiten mit einfachem Zeilenabstand. Alle Hinweise auf Personen und Orte wurden von Stephanie Rost sorgfältig maskiert, so dass keine Rückschlüsse auf die Identität der Erzählerin und der von ihr erwähnten Personen möglich sind. – Wir danken Stephanie Rost herzlich für die Möglichkeit, dieses Interview hier zu verwenden, und den Mitgliedern der Study Group „Rekonstruktive Sozialforschung“, insbesondere Carsten Detka, für kritische Kommentare zu einer früheren Fassung des Artikels.

Klasse ihr Abitur. Als Schülerin ist sie in ihrer Freizeit „gesellschaftlich tätig“: ab der ersten Klasse als Jungpionierin, ab der vierten als Thälmannpionierin und ab der achten in der Freien Deutschen Jugend (FDJ), u. a. als FDJ-Sekretärin. (Die hier relevanten Aktivitäten, Rituale und Symbole schildert sie in ihrer Erzählung lebhaft und detailliert.) Sie übernimmt Verantwortung und beteiligt sich aktiv am Geschehen – etwas, was sie im Rückblick positiv bilanziert, wenn sie ihre heutige Tätigkeit als Klassensprecherin in der Physiotherapieausbildung mit den Prägungen in Zusammenhang bringt, die sie damals erhalten hat. Ein wichtiges Ereignis in ihrer Schulzeit ist die Jugendweihe, sie wird ebenfalls konfirmiert. (Darauf, dass dieses Neben- oder Gegeneinander von Übergangsritualen für sie nicht unproblematisch war, werden wir noch detailliert unter 3. eingehen.) Die Familie unternimmt viel zusammen an Wochenenden und verbringt den Sommerurlaub meist in Ungarn („Ungarn war für uns .. wie goldener Westen“).

Bei Gabi Friedrich entsteht schon früh – in der fünften Klasse – der Wunsch, Sportlehrerin zu werden („das war so mein Traumberuf“), und sie möchte dies mit dem Fach Geographie verbinden. In der zehnten Klasse revidiert sie allerdings diesen Plan und entwickelt – auch unter dem Eindruck von praktischen Erfahrungen – den biographischen Entwurf, Physiotherapeutin zu werden. Damit wäre verbunden, nicht mehr auf die Erweiterte Oberschule (EOS) zu wechseln, sondern eine dreijährige Ausbildung auf einer Fachschule zu absolvieren. Während sie damit auf den heftigen Widerstand ihres Schuldirektors und ihres Klassenlehrers stößt, die sich an zentralen Direktiven orientieren („ich mein, die hatten dann wahrscheinlich irgendeine Vorgabe soundsoviel *müssen* dann .. auf die Penne und ich bin ,eben da schon gemeldet und eh und wir brauchen Lehrer‘ und so weiter und so fort“), vermitteln ihre Eltern ihr: „des is deine Entscheidung“. Sie lenkt ein und wechselt zur Erweiterten Oberschule. (In ihrer Erzählung wird sehr deutlich, wie schwer es ihr damals gefallen ist, dem Druck der Schulleitung nachzugeben.)

Im Jahr 1986 macht Gabi Friedrich ihr Abitur. Da sie weiß, dass die Ausbildung zum Sportlehrer sehr begehrt ist und sie damit auf harte Konkurrenz stoßen würde, entscheidet sie sich für eine andere Fächerkombination – Geographie und Russisch (Letzteres gehörte zu ihren Lieblingsfächern) – und wird in der Universität in D-Stadt akzeptiert. Während sie den Beginn ihres Studiums genießt („Och, ich bin Student.“), wird ihr das neue Lebensarrangement aber nach kurzer Zeit fremd, und sie findet den Spagat zwischen ihrem Studien- und ihrem Wohnort, an dem sie die Wochenenden verbringt, beschwerlich. Sie vermisst ihre Eltern, an ihrem Wohnort lebt zu der Zeit auch noch ihr ein Jahr jüngerer damaliger Freund. Nach dem ersten Semester bricht sie ihr Studium ab und kehrt in ihren Heimatort zurück. Die Rückkehr ist damit verbunden, dass Gabi Friedrich einen neuen Freund kennenlernt, den sie zwei Jahre später heiratet (ihr jetziger Ehemann). Zu dem Zeitpunkt, als sie ihn

kennenlernt, leistet er seinen Militärdienst ab, für den er sich auf drei Jahre verpflichtet hat.

Nach ihrer Rückkehr in ihren Heimatort nimmt sie eine Tätigkeit in der Abteilung für Reisezahlungsverkehr in einer Bank auf und beginnt gleichzeitig – gemeinsam mit einer Schulkameradin, die ebenfalls ihr Studium abgebrochen hat – ein Fernstudium der Finanzökonomie. Dieses Studium sagt ihnen – vor allem auch wegen der dominanten Anteile von Marxismus-Leninismus im ersten Jahr – überhaupt nicht zu („Und das war überhaupt nicht unser Ding.“). Sie brechen es ebenfalls ab und absolvieren neben ihrer Tätigkeit in der Bank eine einjährige berufsbegleitende Ausbildung („Erwachsenenqualifizierung“). Das Ende ihrer Ausbildung fällt in die unübersichtliche Zeit der Wende, sie muss angesichts institutioneller Auflösungserscheinungen besondere Anstrengungen unternehmen, damit sie ein offizielles Zeugnis als Finanzkauffrau erhält: „Weil ich mir gesagt hab, also irgendwo, ich will nich Abitur gemacht haben und hab keinen Beruf gelernt, also Ungelernte mit Abitur, so ungefähr, ne. Ich wollte sagen, ich hab da doch einen Beruf gelernt, ne, wenn auch verkürzt, aber egal.“ Die Zeit der Grenzöffnung erlebt sie aus der Perspektive einer vom Ansturm der Massen überforderten Bankangestellten: „als des eben in den Zeitungen stand, dass eben jeder DDR-Bürger diese 15 DM kriegt, ham die uns die Bude eingetreten. Das war katastrophal.“

Das Leben Gabi Friedrichs und ihres Mannes konsolidiert sich rasch nach der Wende: Ihr Mann wird im Dezember 1989 vorzeitig aus der Nationalen Volksarmee entlassen, arbeitet ein halbes Jahr im Handelstransport und gelangt (nach sehr kurzer Arbeitslosigkeit) als gelernter Schlosser zu seiner jetzigen Tätigkeit als Verkäufer in einem der Autohäuser auf der bayerischen Seite der ehemaligen innerdeutschen Grenze – noch immer wohnortnah, so dass der bisherige Lebensmittelpunkt nicht aufgegeben werden muss. Dort ist er zum Zeitpunkt des Interviews seit fünfzehn Jahren kontinuierlich beschäftigt.² Sie selbst arbeitet (unterbrochen durch Familienphasen nach der Geburt ihrer beiden Töchter) in verschiedenen Anstellungen – ebenfalls in der nahe gelegenen bayerischen Stadt – und entscheidet sich schließlich, als sie nach einer unerfreulichen Phase an ihrer letzten Arbeitsstelle (sie spricht von „Mobbing“) arbeitslos wird, ihren lang gehegten Wunsch, Physiotherapeutin zu werden, wieder aufzugreifen. Unter den neuen gesellschaftlichen Bedingungen gelingt es ihr, ihren biographischen Entwurf, auf den sie mit sechzehn Jahren unter dem Druck ihrer Schule verzichten musste, zu realisieren. Der Ausbildung in einer nahe gelegenen bayerischen Kleinstadt, die vom Arbeitsamt gefördert wird, kann sie viel abgewinnen, sie erhält Anerkennung, fühlt sich im Kreis ihrer Mitschülerinnen wohl („also ich bin schon .. des Sprachrohr“), obwohl sie sehr viel älter ist als sie („ich hab so'n bisschen die Mutterfunktion“),

2 Dem Ehemann von Gabi Friedrich ergeht es nach der Wende sehr viel besser als seinen älteren Geschwistern, die – ebenso wie er – der SED angehörten, aber schon höher aufgestiegen waren und sich damit exponiert hatten.

und hofft, sich nach Abschluss ihrer Ausbildung selbstständig machen zu können.

Die Zeit nach der Wende ist vor allem auch davon geprägt, dass die Familie ihr privates Lebensarrangement entwickelt und pflegt – alles dies wird von der Erzählerin positiv bilanziert: „gut, des is ja alles, sag ich mal, sehr gut abgelaufen vom .. Kennenlernen, vom Heiraten, vom Kinderkriegen, vom Hausbauen und wir machen auch jedes Jahr also wir ham *sehr sehr viel* mit unseren Kindern gemacht“. Sie bauen 1995 – zu dieser Zeit ist sie 27 Jahre alt – ihr Eigenheim. Man genießt die Familienurlaubsreisen an die Ostsee („da sin mer auch oft noch auf *Spuren*, sag ich mal, unserer Kindheit“) und kann auch weiteren Reisen viel abgewinnen, z.B. als der Mann als erfolgreicher Autoverkäufer ausgezeichnet wird und – zusammen mit seiner Frau – eine USA-Reise geschenkt bekommt. Man pflegt das gemeinsame Hobby des Reitens, vor allem der Mann ist engagiert im Reitverein. Die beiden Töchter, die im Abstand von zwei Jahren Anfang der neunziger Jahre geboren werden, gehen zum Gymnasium. Was sie kritisiert, sind die hohen schulischen Anforderungen, denen die Kinder ausgesetzt sind.

Gleichzeitig blickt sie voller Zufriedenheit auf ihr Leben in der DDR zurück – auch auf die „*Zucht und Ordnung* und so, des so'n *bisschen* kann nicht schaden, find ich. (.....)³ Also wie gesagt, ich ich ich kann auf nichts schimpfen, was in mei, weil ich weil's *mir* ganz einfach *gut* ging, ne.“ Zu ihrer positiven Bilanz gehört auch: „Also und wir waren halt alle gut gut behütet, ne. Es wurde äh eigentlich .. es stand von vorn herein schon fest, dass alle alle ihren Beruf bekommen.“ Dass das – wie in ihrem Fall – nicht immer der Beruf war, den man sich gewünscht hatte, taucht in den detaillierten Bilanzierungssequenzen ihrer Erzählung nicht auf.

2 Habitusformation

Gabi Friedrich folgt den institutionellen Ablaufmustern des Erziehungs- und Bildungssystems der DDR und entwickelt ihre intentionalen Handlungsschemata in diesem Rahmen. Sie durchläuft die sozialistischen Erziehungsinstitutionen der Jungpioniere ab der ersten Klasse, der Thälmannpioniere ab der vierten Klasse, hier gehört sie zum Pionerrat, ab Klasse acht tritt sie in die FDJ ein und übernimmt das Amt einer FDJ-Sekretärin aus dem Verpflichtungs-

3 Die eingeklammerten Punkte verweisen auf die Auslassung eines kleinen Textstücks. Nicht-eingeklammerte Punkte (z.B. im nächsten Zitat) zeigen kleine Pausen an. Vgl. Fußnote 16 zu den Transkriptionsregeln, an denen sich Stephanie Rost orientiert hat.

gefühl zur Teilnahme an politischen Veranstaltungen, „weil man‘s nicht anders kannte“, wie sie sagt, „des is uns ja so in die Wiege gelegt worden“.⁴

Ihre familiär-kulturelle Sozialisation ist als nicht ganz so typisch zu charakterisieren, sie zeigt drei Besonderheiten: Gabi Friedrich wird zum einen, abweichend von der Regel, drei Jahre (nicht ein oder anderthalb Jahre oder weniger) im Elternhaus erzogen, ehe sie in die Kinderkrippe geschickt wird. Ihre Mutter bleibt während dieser Zeit zu Hause, Gabi Friedrich ist damit in der frühkindlichen Sozialisationsphase der auch in den Krippen praktizierten Kollektiverziehung entzogen. Zum zweiten wächst sie in einem evangelischen Elternhaus auf, sie geht zur Konfirmation und zur Jugendweihe, kommt also – wie intensiv auch immer⁵ – mit einer alternativen Weltanschauung in Berührung, der der Staatssozialismus feindlich gegenüber steht. Zum dritten ist der Vater (wie auch die Mutter) Mitglied der Blockpartei der CDU⁶, er gehört zunächst einer Kampfgruppe an, wird aber später aus diesem paramilitärischen Kollektiv ausgeschlossen. (Auf diese Besonderheiten werden wir später zurückkommen.)

Dass Gabi Friedrich als „gelernte“ DDR-Bürgerin gelten kann, zeigt sich daran, dass sie sich nicht in den Fallstricken des Konsenszwangs des Staatssozialismus verheddert, sondern die impliziten Thematisierungsregeln und -verbote internalisiert hat und die mit diesen Regeln verbundenen Sanktionen bzw. den drohenden Entzug von Begünstigungen abschätzen kann. Z.B. gibt sie, als ihr am Ende der zehnten Klasse die Delegation in eine von ihr gewünschte Physiotherapeutinnen-Ausbildung versagt wird, dem Drängen der Schule nach und macht das Abitur, verzichtet also auf den eigenbiographischen Entwurf eines Wunschberufs. Lindenberger (1999:31) spricht im Hinblick auf die DDR von einer „Diktatur der Grenzen“:

„Im Innern verliefen zahlreiche andere (als die große Staatsgrenze, UN und GR) unsichtbare Grenzen, von denen jedoch jeder DDR-Bürger wusste, unabhängig von der eigenen sozialen Position. Sie waren keineswegs einheitlich, eher diffus und allgegenwärtig, sie bildeten oftmals eher Grenzbereiche als präzise trennende Demarkationslinien. Es geht um die vielfältigen Begrenzungen der von den Individuen unmittelbar beeinflussbaren Lebenszusammenhänge durch die weitverzweigten, bis zum Individuum hin ausgebauten Arkanbereiche politischer Herrschaft, die per definitionem dem Vorbehalt einer elitären Avantgarde und deren Repräsentanten unterstanden. Der soziale Nahbereich, *und nur dieser*, hielt Chancen der Partizipation und Macht für viele Beteiligte bereit.“

- 4 Allerdings, und dies ist eines der Ergebnisse der Transformationsforschung, ist die Unterstellung einer homogenen DDR-Gesellschaft den tatsächlichen Verhältnissen nicht angemessen, die Transformationsforschung hat die große Bedeutung der Milieuzugehörigkeit für die Habitus-Formation herausgearbeitet (Pollack 1994). Auf die Besonderheiten des Familienmilieus im Fall Gabi Friedrich gehen wir im Folgenden ein.
- 5 Sie deutet eine geringere Intensität an. Die Großeltern werden von ihr eher mit der kirchlichen Bindung ihrer Familie in Zusammenhang gebracht als ihre Eltern.
- 6 Vgl. Wolle (1999:110ff.) und Zimmermann (1994:345f.) zum Verhältnis von SED und Blockparteien.

Eine zentrale Rolle bei der alltäglichen wie auch außeralltäglichen empirisch-praktischen Absicherung des Herrschaftsverhältnisses übernimmt in allen gesellschaftlichen Sektoren die schematisierte und zu Ritualen und Formeln gegonnene Darstellung der Einheit von Kollektiv und Individuum in der sozialistischen Wir-Gemeinschaft der DDR-Bürger - in scharfer Abgrenzung zum (so gezeichneten) Individualismus des Bürgers der BRD und West-Berlins.

Das Beispiel Gabi Friedrichs verweist auf Sozialisationsbedingungen und -prozesse, in denen sich eine loyale Beziehung zum politischen System entwickelt, wenn auch nicht die angestrebte Wertbindung im Sinne der Staatsphilosophie. Insbesondere gilt dieses Loyalitätsverhältnis für die vom Staatssozialismus begünstigten Milieus der Arbeiter und Bauern⁷, denen Gabi Friedrichs Familie angehört, der Vater ist Schlosser, die Mutter gelernte Schneiderin. Bestimmte Risiken der Lohnarbeiterexistenz, insbesondere Arbeitslosigkeit, waren gebannt, die DDR versorgte die Angehörigen dieser sozialen Milieus mit Arbeit, Bildungszugangs- und Aufstiegschancen für den Nachwuchs, sozialer Sicherheit und relativem Wohlstand, gleichsam im Tausch gegen Loyalität und Konsens im Sinne einer Dankbarkeitsverpflichtung. Im Interview mit Gabi Friedrichs finden sich keinerlei Hinweise auf Ansätze einer kritischen politischen Haltung in der Kommunikation ihrer Herkunftsfamilie. In ihren Worten: „Und ich hab auch nie irgendwie groß mitbekommen, dass meine Eltern irgendwie *geschimpft* haben oder so über den Staat oder so, ne. Also ((4 Sek.)) wüsst ich nicht ... ((leise bis*)) kann ich nich so zurückdenken*, also wenn ich / oder wenn ich so zurückdenke, fällt mir da nichts ein.“⁸

Auffällig ist, dass die 1968 geborene Erzählerin davon spricht: „bin ich halt doch in dieser Generation groß geworden, der es sehr gut ging.“ Damit markiert sie, wie aus dem Darstellungszusammenhang hervorgeht, einen Kontrast zu der Generation, die während der Wende wesentlich jünger ist als sie selbst und in diesem Zusammenhang in Orientierungsturbulenzen gerät, die ihr erspart geblieben sind: „weil ich halt noch diese ganze sozialistische äh Schulzeit mitgemacht hab, ne.“ In ihrer Darstellung tauchen nahezu keine Hinweise auf Orientierungen in ihren Peer-Beziehungen und in ihrem Umfeld auf, die in der

7 Vgl. Kohli (1994:41f., 48-52). Analysen zu unterschiedlichen sozialen Milieus in der ehemaligen DDR finden sich in dem von Vester, Hofmann und Zierke (1995) herausgegebenen Sammelband.

8 An diesem Darstellungszusammenhang ist auffällig, dass sie an dieser Stelle bruchlos zur amüsierten Präsentation einer Episode übergeht, in der es darum geht, wie ihre Mutter sie, als sie fünfzehn Jahre alt gewesen sei, mit der Ankündigung überrascht habe, dass sie gerade ein Farbfernsehgerät gekauft habe. – Es gibt eine Reihe von Hinweisen auf eine relative Zufriedenheit mit dem, was damals in der Reichweite der Familie war – sowohl was die Versorgung mit Gütern als auch mit Urlaubsreisen betrifft. Diese relative Zufriedenheit verbindet sich allenfalls mit Ansätzen von leichtem Spott: etwa darüber, wie der Vater beim Kauf eines Autos der rumänischen Marke „Dacia“ kurz vor der Wende aufgefordert worden sei, sich einen Wagen mit der von ihm gewünschten Farbe auszusuchen, aber nur graue Autos vorrätig gewesen seien. „Da lach mer heut noch drüber, ne.“

historischen und soziologischen Literatur zur DDR als Haltungen einer „distanzierten Generation“ (Lindner 2003a, b) bezeichnet werden – der Generationseinheit der zwischen 1961 und 1975 Geborenen, der Gabi Friedrich zugeordnet wird.⁹ Sie verzichtet damals – und auch noch rückblickend – auf scharfe Systemkritik, wenn auch der „goldene Westen“, Intershops und die damit verbundenen Gerüche, „Westpakete“ und Westfernsehen auch auf Gabi Friedrich eine große Faszination ausüben. Mit der intellektuellen Kultur der DDR kommt Gabi Friedrich in ihrer Jugend nicht in Berührung, sie entwickelt auch keinen Ehrgeiz in diese Richtung; in ihrem Fokus steht die Familie.

Schütze (2014:166f.) greift zurück auf Leibniz' Begriff der „prästabilierten Harmonie“, um das Verhältnis von individueller und kollektiver Sphäre in den alltäglichen Orientierungen im ostdeutschen Staatssozialismus zu fassen: „Innerhalb der (zumindest ostdeutschen) staatssozialistischen Gesellschaftsformation wurde (...) ‚alltagspolitisch‘, d.h. auf der Ebene der alltäglichen Orientierungen in Gestalt passender elementarer Schematisierungen, erstens ausgegangen von der prästabilierten Harmonie zwischen der biographisch-individuellen Sphäre einerseits und der kollektiven Sphäre mit deren moralischen Erwartungen und Verpflichtungen andererseits.“ Dem Subjekt erscheint das Herrschaftsverhältnis, da es dem Diskurs entzogen ist, als einheitlich-harmonisches Arrangement, es konstituiert sich und ist verankert in den kollektivistischen Praktiken auf der Ebene der Lebenswelt; es wird von den Subjekten in seinen verschiedenen Dimensionen internalisiert, in der Dimension der institutionell-kollektiven Ordnung und Organisation der biographischen Entwicklung und der Statuspassagen, die quasi naturwüchsig aufeinander zu folgen scheinen und die in ihrem Gehalt als politisches Arrangement des gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisses vernebelt werden; internalisiert wird die Idealisierung der Einheit von Individuum und Kollektiv im Kontrast zu Individualität der Einzelnen und Vielfalt des Sozialen; und internalisiert wird auch das Primat der Kollektivität in der Lebenswelt durch Praktiken und Symbole der Vergemeinschaftung, insbesondere bei den Jungpionieren und der FDJ wie das

9 In den Worten von Bernd Lindner (2003a:38): „Mit dieser Distanzierten Generation vollzog sich nach 1975 erstmals ein (folgenschwerer) Paradigmawechsel in der Generationenfolge der DDR. Nicht mehr die systemfreundlichen Strömungen stellten die prägende Generationseinheit, sondern jene Jugendlichen, die der DDR kritisch-distanziert bis ablehnend gegenüberstanden. So machte (auch und gerade) die Jugend der DDR den Weg für die demokratische Revolution vom Herbst 1989 frei. Weniger als Demonstranten – der Kern der Leipziger Montagsdemonstranten war mit 25 bis 55 Jahren jenseits des Jugendalters –, sondern als Fluchtwillige.“ Lindner (2003a:34) unterscheidet für die Zeit von 1945 bis 1989 drei Generationseinheiten: „die Aufbaugeneration, die Integrierte und die Distanzierte Generation“. Kohli (1994:54) betont, „wie wichtig es ist, die Sozial- und Herrschaftsgeschichte der DDR als Generationengeschichte zu rekonstruieren“ – gerade auch, um die Prozesse zu verstehen, die zum Zusammenbruch des Systems geführt haben. Vgl. auch Schüle, Ahbe und Gries (2005).

Zelebrieren der Einheit, gemeinsames Singen, kollektive Statussymbole, kollektiver Ernteeinsatz, kollektive Rituale der nationalen Vergewisserung.¹⁰

Sabrow (2001:446) verwendet für die DDR den Begriff der „Konsens-Diktatur“:

„Aus kulturgeschichtlicher Perspektive lässt sich die DDR als eine ‚Konsens-Diktatur‘ beschreiben, als eine Form der Herrschaft, die die Einigkeit von Herrschenden und Beherrschten immerfort von oben proklamieren und von unten akklamieren ließ, die unaufhörlich die Massen mobilisierte, um sich wiederum aus der behaupteten Verschmelzung von Volk und Führung heraus zu legitimieren. Das schärfste Instrument diktatorischer Herrschaft des 20. Jahrhunderts war auch in der DDR nicht die Repression, sondern das – suggerierte, inszenierte, erzwungene oder freiwillig gegebene – Einverständnis.“

An anderer Stelle heißt es (Sabrow 1999:223):

„Konsens‘ als eine über die bloße Zustimmung hinausgehende Einverständlichkeit zwischen Bürgern und Gesellschaftsordnung und ‚Gewalt‘ bildeten im SED-Staat die zwei sich gegenseitig bedingenden Seiten des politischen Systems; zusammen verliehen sie der DDR aus legitimationskulturellen Gründen Züge einer ‚sozialistischen Konsensdiktatur‘.“¹¹

Die Habitus-Formation, die in den Prozessen des Eingeschworen-Werdens auf die unverbrüchliche Geltung der Legitimations- und Vergemeinschaftungs-Ressourcen, Überzeugungen und Wissensbestände (Gleichheit, Kollektivität, Solidarität) erzeugt wird, kann als „strukturell optimistisch“ (Oevermann 2004:164) kategorisiert werden, als Überzeugung des „Im Zweifelsfall geht es gut“ (ebd.), in Situationen, in denen die Einheitsfiktion von Staat und Staatsbürger, Avantgarde und Volk, Individuum und Institution, individuellen Erwartungen und Imperativen des Kollektivs in Zweifel gerät. Es handelt sich

10 Vgl. zur „Einheitsfiktion“ Rehberg 2003:176.

11 Die Verwendung des – in unseren Augen erhellenden – Begriffs der „Konsensdiktatur“ für die DDR ist in der Öffentlichkeit und in der Diskussion unter Historikern z.T. auf heftigen Widerstand gestoßen. Der – vor allem von konservativen Historikern – zu Unrecht erhobene Vorwurf, dadurch den diktatorischen Charakter des Regimes „weichzuspülen“ (vgl. etwa einen der Diskussionsbeiträge von Michael Schwartz und Hermann Wentker zu den „Empfehlungen der Expertenkommission zur Schaffung eines Geschichtsverbundes ‚Aufarbeitung der SED-Diktatur‘“, der in der Dokumentation von Sabrow et al. (2007:422-427) abgedruckt ist, zeigt, wie vermint das Terrain der Erinnerungspolitik mit Blick auf die angemessene Einschätzung der DDR noch immer ist. Dies wird auch an der Parteiendebatte über die Angemessenheit des Begriffs des „Unrechtsstaats“ erkennbar. Andere Konzepte von Historikern, die in der Diskussion eine wichtige Rolle spielten, sind die der „durchherrschten Gesellschaft“ (Lüdtko 1994:188; Kocka 1994) und der „Fürsorgediktatur“ (Jarausch 1998, 2011). Die britische Historikerin Mary Fulbrook (2004) arbeitet am Beispiel der geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzungen über die DDR-Gesellschaft sehr klar heraus, wie stark solche historischen Konzepte und Diskussionen in Deutschland mit politischen Debatten, Glaubenssätzen und Interessen verflochten sind, und schlägt eine Brücke zu früheren erbitterten Auseinandersetzungen wie dem „Historikerstreit“ in den 1980er Jahren.

um eine basale Haltung des Vertrauens in die Zukunft, darauf, dass, wenn Probleme und Spannungen auftauchen, das geltende Wissen zuverlässig und belastbar ist und sich in der Krise bewährt. Bei Gabi Friedrich gerät auch in der Wende die habitualisierte Pro-DDR-Perspektive nicht wesentlich unter Druck, sondern bleibt ungebrochen erhalten, damals und heute sind die Dinge gut geordnet.

Man kann die im Idealfall lückenlose institutionelle Sozialisation als den herrschaftlichen Versuch verstehen, die Zukunftsoffenheit der biographischen Entwicklung unter Kontrolle zu bringen und Abweichungen vom Modell des sozialistischen Menschen von früh auf zu verhindern. Während der Wende kommt es bei Gabi Friedrich nicht zu einer Krise des Wissens und auch nicht zu einer Reflexion der Sinnwelt der DDR-Gesellschaft und des politischen Systems, sondern es werden retrospektiv das gelebte Leben und seine Wissensbestände als gut und richtig bestätigt, und die Alltags-Schematisierungen der DDR wie der Glaube daran, vom Staat „alle gut gut behütet“ zu werden, setzen sich relativ bruchlos fort. Auch retrospektiv, aus der späteren Differenz- und Pluralisierungserfahrung heraus wird das Erlebte und Gewusste vereinheitlicht. Was die Wende und früher schon die Ausbürgerungen aus der DDR in den 1970er Jahren hätten nahelegen können, dass die Vereinheitlichung das Ergebnis einer Konsensdiktatur war und der dargestellte gesellschaftliche Konsens auf einer Konsensfiktion beruhte, wird nicht zum Gegenstand der Betrachtung.

Die Frage der Ausreise in den Westen stellt sich in Gabi Friedrichs Familie offenbar nicht und wird auch nach der Wende nicht nachgeholt, wenn auch für die kleinen Fluchten wie die Urlaube in Ungarn mit seinen größeren Freiheitsspielräumen geschwärmt wird. Eine kritische Positionierung oder individuelle Agency als Autonomieanspruch wird nicht thematisch, sie wäre angesichts der herrschenden kollektiven Verhältnisse – so sieht sie es – unvernünftig. Gabi Friedrich weiß um das Funktionieren ihrer Gesellschaft, das Erleben struktureller Widersprüche wird der Tendenz nach verdeckt, für scharf ‚abweichende‘ Meinungen gibt es keinen Platz. Dass im Verlauf der Biographie und insbesondere in den Statuspassagen dennoch Situationen der Spannung zwischen Individuum und Gesellschaft, eigenbiographischen Entwürfen und staatlich-institutionellen Delegationen entstehen, zeigen bestimmte Passagen im narrativen Interview von Gabi Friedrich, auf die wir gleich (unter 3.) eingehen.

Der Fall Gabi Friedrichs verweist auf die Ausbildung von Strategien der Entdramatisierung und Normalisierung von Konsenszwängen in der DDR-Sozialisation, dies betrifft z.B. die öffentliche Stigmatisierung und Beschämung, die Gabi Friedrich aufgrund der Teilnahme an der Konfirmation erfährt (siehe 3.). Diese Strategien werden bei ihr auch im lakonischen Umgang mit oder der De-Thematisierung von restriktiven Lebensbedingungen im Sperrbezirk sichtbar. In dieser Sozialisation bildet sich eine Haltung der Kritik- und Emotionsabstinenz gegenüber diesen Ereignissen und Erlebnissen aus. Dies lässt sich

mit dem angstvollen impliziten Wissen um die Folgen erklären, die ein offener Dissens gegenüber den Regularien und Delegationen der Institutionen hätte, eine offene kritische Positionierung auf der Vorderbühne des sozialen Handelns (wie Gabi Friedrich sie bei einem aufmüpfigen Schulkamerad erlebt) oder der Ausdruck von verletzten Gefühlen angesichts enttäuschender institutioneller Entscheidungen über den Lebenslauf. Die Folgen solchen zivilen Ungehorsams können in Gestalt vorenthaltener Begünstigungen auftreten, z.B. als Nicht-Gewährung einer Reise ins befreundete sozialistische Ausland, als Delegation in einen unerwünschten Schulabschluss oder Lehrberuf. Man landete auf der „Schwarzen Liste“, wie Gabi Friedrich sagt. Dieser Komplex der Entdramatisierung und Entemotionalisierung von Konsenszwängen deutet auf Barrieren hin, abweichende, alternative Meinungen, Gefühle, Erwartungen – seien es eigene oder fremde – zum Gegenstand einer Bilanzierung oder biographischen Durcharbeitung zu machen.¹²

Die biographischen Kosten des Konsenses, z.B. beim Verzicht auf eine angestrebte Berufsausbildung, d.h. wenn ein eigenbiographischer Entwurf aufgegeben wird, sind – wenn auch vorübergehend – der Verlust des roten Fadens der Biographie (Schütze), eine Orientierungskrise, wie sie im Fall Gabi Friedrichs eintritt, als ihr die Physiotherapie-Ausbildung verwehrt bzw. ausgedredet wird¹³.

Die Haltung der Loyalität und Konformität mit den institutionellen Ablaufmustern sollte jedoch nicht missverstanden werden als Ausdruck der positiven Legitimierung und Anerkennung der sozialistischen Staatsphilosophie und Staatsziele, keineswegs identifiziert sich Gabi Friedrich z.B. mit dem humanistischen Gehalt der sozialistischen Bewegung; entsprechend findet sich bei ihr auch kein Gemeinschaftspathos der DDR, auch kein Mythos der Verklärung der Ost-Überlegenheit gegenüber dem Westen; leichte Anklänge finden sich allenfalls bei den Erzählungen über die Pionier- und FDJ-Zeit. Vielmehr lässt sich diese Haltung mit dem Begriff der Basislegitimität (Popitz 1968) begreifen. Es sind nicht die Sinnstrukturen der sozialistischen Gesellschaft, auf die sich die Anerkennung bezieht, sondern sie bezieht sich auf den „Ordnungswert der Ordnung“, die Verlässlichkeit der geltenden Ordnung *als* Ordnung (vgl. Popitz' Beispiel einer kasernierten Vergesellschaftung in einer Jugendanstalt). Dieser Ordnungswert der Ordnung ist die Quelle der Legitimität, es ist nicht die Anerkennungswürdigkeit der Inhalte, Ziele, Verfahren, der Sinnwelt des Staatssozialismus.

12 Sabrow (2001:444f.) geht davon aus, dass die Symbiosen im Verhältnis von Parteidiktatur und sozialen Gruppen von einer künstlich errichteten Diskursordnung genährt und von einer „latent agierenden Gewaltandrohung des Regimes“ abgesichert werden. – Zur biographischen Arbeit: Betts u.a. (2008); Detka (2011); zum biographischen Durcharbeiten: Freud (1969).

13 Es sind solche Einschnitte in die Autonomieansprüche, die z.B. zur Herausbildung einer *reservatio mentalis* (Nagel 2005) oder zu einer strikten Distanzierung (Blömer 2015) gegenüber dem Herrschaftssystem führen können.

Auch die ironisch-distanzierten Brechungen hinsichtlich des Herrschaftsanspruchs des realsozialistischen Regelsystems, zu denen Gabi Friedrich wiederholt greift und die in vielen Interviews auftauchen, können als typisch für diese Loyalitäts- und Konformitätshaltung gelten (die sich auch in den DDR-Witzen¹⁴ findet). Solche Äußerungen verstehen wir jedoch nicht als offene Distanzierung von den kollektiven Alltagsschematisierungen, sondern interpretieren sie mit Bourdieu (2005) als List der Unterworfenen, in deren ironisch-distanzierten Brechungen sich gleichwohl die Geltung des Herrschaftsverhältnisses und die Ohnmacht der Unterworfenen bestätigen.

Man könnte hier einwenden, dass die ironisch-distanzierten Brechungen in der Kommentierung gesellschaftlicher Verhältnisse durch Gabi Friedrich angesichts der oben genannten Besonderheiten des Familienmilieus als Ausdruck einer Haltung zu gelten hätten, die über die Idee des Anspruchs des Individuums auf die „Autonomie der Lebenspraxis“ zwar verfügt, sich aber aus Gründen der Vernünftigkeit den Regeln der herrschenden kollektiven Vernunft, der Konsensdiktatur unterwirft, damit das Leben und die Familie keinen Schaden nehmen. Das würde auf die Annahme hindeuten, dass die Besonderheiten des Milieus und der Erziehung im Fall Gabi Friedrich eine *reservatio mentalis*, einen inneren Vorbehalt gegenüber den sozialistischen Verhältnissen generiert hätten, eine subversive Haltung gegenüber der Konsensdiktatur. Dies scheint uns jedoch im Text nicht dokumentiert zu sein. In der folgenden Feinanalyse einer komplexen, verschachtelten Textsequenz greifen wir diese Frage auf.

3 Die Mühen der Erinnerungsarbeit: Die Analyse einer Textsequenz

In Gabi Friedrichs Erzählung wird schon früh eine harmonisierende und affirmative Haltung erkennbar, wenn sie etwa mit Blick auf ihre Kindergartenzeit davon spricht:

„ich mein, man wurde umhegt und gepflegt (...) also es wurde da sehr viel schon ähm .. sach ich ma von der Erziehung her ähm geb / getan, also, sprich jetzt auch eh *kulturell*.“
(S. 3:12-17)

Auch wenn manche Formulierungen hin und wieder den Eindruck einer halb- oder viertel-ironischen Distanz erwecken („eine *sozialistische* Erziehung genossen“, „in den *Genuss* (der Kinderkrippe, U.N. und G.R.) in Anführungszeichen bin ich aber nicht gekommen“, „durfte ja mein Mann wieder zur *Armee*, unser Vaterland verteidigen“) und kleine subversive Praktiken des Austrick-

14 Vgl. dazu Wolle 1999:154f.

sens staatlicher Kontrollen angedeutet werden (das Verstecken von zusätzlichen Zollerklärungen für Ungarnreisen „im *BH*, im *Schlüpf*er und sonstwo“), ist die Darstellung insgesamt von einer affirmativem Haltung gegenüber dem Herrschaftssystem und der Wertschätzung einer umfassenden staatlichen Versorgung geprägt. Formulierungen, die als Ausdruck einer kritischen Haltung verstanden werden könnten, werden schnell wieder abgeschwächt:

„wer an irgendwelchen Kundgebungen oder so nich eh teilgenommen hat oder so, der is dann schon irgendwo auf die .. Liste gekommen. Also, es war irgendwo .. ne *Zucht* und Ordnung da. Also ich .. will des auch überhaupt nich eh verurteilen oder so, keinesfalls.“ (S. 4:49-5:3)

(Der von der Informantin verschiedentlich verwendete Begriff „Zucht und Ordnung“ ist für sie eindeutig positiv konnotiert.) Wenn die Erzählerin auf ihre Zeit als Jungpionierin und Thälmannpionierin und ihre „gesellschaftliche Tätigkeit“ in der FDJ zu sprechen kommt und die Abläufe beschreibt, geschieht das häufig auch in Nominalisierungen und Passivformulierungen, die den damaligen offiziellen Sprachgebrauch in Erinnerung rufen:

„auf jeden Fall immer irgendwo ein auch immer so diese diese sozialistische / dieses sozialistische Begleiten. Des war immer dabei. Ne, also, irgendwelche ähm irgendwelche Parteitage wurden durchgesprochen“ (S. 4:16-19)

Dann will sie als Chronistin ihrer jungen westdeutschen Zuhörerinnen etwas von der Realität einer Gesellschaft vermitteln, von der sie zu Recht unterstellt, dass sie für die Interviewerin fremd und fremdartig ist; die Darstellung einzelner Szenen, etwa wenn es um den Stimmbruch der männlichen FDJler geht, hat dabei den Charakter lustiger Anekdoten.

Die teilweise folkloristische Darstellung, in der sie ihre eigene Pionier-Kindheit und FDJ-Jugend gewissermaßen in der Erinnerung wieder durchlebt, ist an keiner Stelle mit explizit kritischen Kommentaren oder Distanzierungen gegenüber absurd anmutenden Ritualen verbunden. Interessant ist das häufige Changieren zwischen „müssen“ und „dürfen“, etwa in den folgenden Äußerungen:

„die Kindergärten, die Kinderkrippen, die Schulen, die Betriebe ham gebastelt, Friedenstauen und eh und große Schilder und ‚unser Bruder die Sowjetunion‘ und also da wurde schon richtig toll was aufgezogen und wie gesacht da durfte jeder / *musste* jeder mitmachen.“ (S. 5:11-15)

Solche unauffälligen Selbstkorrekturen legen nahe, dass Gabi Friedrich als Akteurin in der damaligen Phase dem Gemeinschaftserleben viel abgewinnen kann, aktiv dabei ist und gleichzeitig den damit verbundenen Zwang spürt. Und im Rückblick verzichtet sie – auch an Stellen, die aufgrund des folkloristischen Beschreibungsaufwands einen fremden Zuhörer oder Leser an leere Rituale oder Unterwerfungsübungen erinnern – auf eine kritische Kommentierung. Der Eindruck dominiert, dass sie gut zurechtkam, ohne sich moralisch zu ver-